

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 107 (1981)
Heft: 21

Artikel: Wie wirke ich originell?
Autor: Troll, Thaddäus
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-605695>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 20.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Wie wirke ich originell?

Anders sein als die anderen – das ist im Zeitalter der Vermassung ein Ziel, aufs innigste zu wünschen. Wenn Heerwürmer sich zusammenrotten, um die Hauptstrassen Mitteleuropas zu bereisen; wenn der oft verstopfte Brenner zum Brennpunkt wird, der mit magischer Gewalt die Invasoren aus dem Norden anzieht, dann gibt es immer noch abseits der Hauptstrasse Platz, viel Platz für Leute, die unter sich sein wollen. Platz auch für Snobs.

Unsere Konsumgewohnheiten gleichen sich immer mehr an. Sogar im Eros. Wunschbild des männlichen Geschlechts (soweit seine Mitglieder noch nicht aus diesem ausgetreten sind) ist das kinematographierte, infantile Weibchen, ein geistig unterentwickeltes Wesen mit halbgeöffnetem Schmolzmund, das nichts Hervorragendes an sich hat, ausser dem, was es unter dem zu engen Pullover zeigt; das entweder träge Sinnlichkeit oder gelangweilte Frigidität verspricht; eine platonische Geliebte, bei welcher der frustrierte neurotische Partner nichts zu halten braucht.

Der Originalitätssnob sagt: «Ich habe keinen Typ. Und wenn ich einen hätte, dann Alice Schwarzer oder Rosa von Praunheim.» Und zu einer Dame, die nicht nur einen Flirt wert wäre: «Wie schade, dass man mit Ihnen nicht flirten kann. Ich bin eben so anders als andere Männer.» Das ist besonders raffiniert. Denn da heute viele Männer anders sind, ist der, der anders als die anderen ist, für eine Frau besonders erstrebenswert. Deshalb ist der Ausspruch: «Ich bin so ordinar normal» für einen Supersnob besonders originell. Fast besser noch als: «Ich wasche mich nie.»

Führt der Snob eine gute Ehe, so behauptet er: «Jeder Mann möchte seine Frau von Zeit zu Zeit totschiessen.» Ist er ein vorbildlicher Familienvater, so gibt er mit dem Ausspruch «Kinder sind mir widerlich» der Gesellschaft reichen Gesprächsstoff. Hat er jedoch ein bewegtes Leben hinter sich, so sagt er: «Ich

sammle Schwiegermütter wie andere Leute Briefmarken.»

Uebt der Snob einen geistigen Beruf (Kammermusiker oder -jäger, Weinhändler, Dichter, Oberkellner oder -regierungsrat, Universitätsprofessor) aus, so behauptet er kühl: «Mein Hobby ist das Sammeln von Hundertmarksscheinen.» Sammeln sich jedoch diese, ohne dass er viel dazu zu tun braucht (bei Karnevalsprinzen, Schulzenängern, Aufsichtsräten, Volksfestwirten, Aerzten, Bundesligaspielern), auf seinem Konto, so zeigt er die Verachtung für schnöden Mammon: «Ich mache mir aus Geld gar nichts! Man kann doch nicht mehr als zwei Steaks zum Frühstück essen!»

Erzählt ihm in Gesellschaft eine Gesprächspartnerin, wie schwer vor jedem Wochenende die Entscheidung falle, ob man das Chalet in Ascona, das Weekendhaus in Freudenstadt, den Bungalow auf Sylt, den Sommersitz in Portofino oder die Villa an der Costa Brava anfliegen solle, so sagt der Snob schlicht: «Ich habe mir eine bescheidene Zweiseidelei im Bayrischen Wald gebaut. Aber wir bewohnen in dieser Saison nur das Mezzanin im rechten Flügel.» Der Eigheimsnob erklärt: «Mein Architekt hat mir geraten, eine neue Frau zu suchen. Die jetzige passt nicht mehr in die betont schlichte statische Funktion des Hauses.»

Wer es zu etwas gebracht hat, beweist das mit einem Wagen, der sich betont konservativ gebärdet. Die Lieferfirma sei so reizend versnobt, dass sie auf die Beschwerde, man beschmutze sich beim Öffnen des Tanks die Finger, entgegnet: «Wer unseren Wagen fährt, öffnet niemals eigenhändig den Tankverschluss.» Was bleibt da dem Originalitätssnob anderes übrig, als entweder ein neurotisches Auto mit vollautomatischen Fehlern oder jenen schlichten Ausländer zu fahren, dem seine zwei PS den trefflichen Namen Döschwo eingetragen haben? In brenzligen Situationen, in denen andere Fah-

rer dem Snob drohen, ihm das Nasenbein einzuschlagen, erwidert dieser höflich und leise: «Ich werde es für Sie tun.»

Auch in seiner politischen Haltung fällt der Originalitätssnob aus dem Rahmen. Galt es früher als schick, als Linksradikaler aufzutreten, so ist das heute viel zu abgeschmackt. Auch der Ausspruch: «Ich stehe ziemlich weit links», ist, seit die Linksparteien das rechte Mittelmass gefunden haben, nicht mehr originell. Wer sich zur «heimatlosen Linken» bekennt, bringt sich in den Ruf einsamer Nostalgie. Doch lasse man diesen Ruf nicht allzu hörbar werden, da man sonst als Sympathisant gebrandmarkt wird und es im Telefon knackt. Geht der Snob zur Bärenjagd in den Balkan, so stiftet er zuvor ein paar Scheine für den «Verein zur Abtragung der Schandmauer».

Je mehr er verdient, um so mehr nimmt der Snob Aergernis an Leuten, die immer noch viel verdienen. Gleich einem Karl Moor zeigt er Verachtung für dieses fetttriefende Jahrhundert, das nur für üppige Tafeln und ekles Feilschen Sinn habe. Den Abscheu am Wohlstand teilt er mit jenen Kabarettisten, die aus ihrem weissen Porsche kurz mal auf die Barrikaden steigen und ihren Degout an Leuten, die nichts als Auto und Fernsehen im Kopf haben, für einen grösseren Scheck an den Mann bringen.

Der Anti-Telewischen-Snob, der behauptet, Fernsehen töte das Tischgespräch und verflache den Geschmack, wird immer seltener. Es gehört schon viel Mut dazu, um auf die Frage: «Haben Sie gestern Karajan gehört?» zu antworten: «Nein, wir musizieren selbst.» Noch kühner: «Nein, wir können uns keinen Fernsehapparat leisten!»

Ehemals gehörten Tennis, Golf, Polo und Segeln zu den von Snobs bevorzugten Sportarten. Aber seit auch exklusive Klubs von Neo-Protzkisten unterwandert sind, antwortet der echte Snob auf die Frage: «Kennen Sie den Poloplatz von Taormina?» – «Nein – ich spiele weder Polo noch war ich in Taormina.» Oder ganz kühn: «Für mich ist ein gesundes Liebesleben die beste Vorbeugung gegen lästige sportliche Betätigung.»

Ein hämischer Kollege hat einmal einen Schriftsteller gefragt: «Wissen Sie, dass Sie miserabel schreiben?» Obgleich diese Frage rein rhetorisch war und keine Antwort erwartete, kam eine solche reizend versnobt: «Ich weiss es wohl. Aber sagen Sie es nicht so laut. Meine Leser wissen es nämlich nicht.» Es wäre grob, hinzuzufügen: «Bei Ihnen ist es umgekehrt!» Dieses Beispiel bril-

lanten Snobismus ist leicht auf andere Branchen zu übertragen.

Zum Schluss ein Bekenntnis: Ich bin ein Pointensnob. Bei einer Fahrt durchs Land lief mir einmal ein von allen guten Geistern verlassener Mann in die Quere, der so markig wirkte, wie man nur zwischen Hannover und Braunschweig wirken kann. Er zeichnete sich durch jene Forscherheit aus, die ein fast lebenslänglicher Militärdienst hinterlässt. An seiner Seite ging ein Mädchen, das in jenen Kreisen Mädel heisst und dem man den Leitsatz der Erziehung «Halt dich gerade!» ansah. Ich trat hart auf die Bremse, um ein Heldenleben nebst Nachwuchs zu erhalten. Der würdige Herr war darüber so erschrocken, dass er mit dem Spazierstock auf mein Auto schlug und sich wütender Beschimpfungen entledigte, die stil-

gemäss zu erwidern mir die schnarrende Stimme mangelte. Ziemlich kleinlaut fuhr ich weiter, und erst nach vier Kilometern fiel mir eine passende Antwort ein.

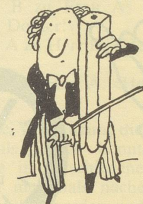
Ich fuhr zurück, mit Herzklopfen, denn ich gehöre zu den Menschen, bei denen eine Pointe, die nicht an den Mann gebracht werden kann, wie eine verschluckte Gräte wirkt und zu schweren Gesundheitsschäden führen kann. Glücklicherweise traf ich das würdige Paar noch. Ich kurbelte das Fenster herunter und sagte: «Ich weiss, weshalb Sie so undiszipliniert sind. Sie haben sicher nie gedient.»

Mir ist noch nie ein Mensch begegnet, dem man es so ansah, dass er sich bis ins innerste Mark der Ehre verkannt fühlte.

Aber jedesmal, wenn ich diese Geschichte erzähle, schwindle ich. Ich behaupte, ich hätte das

Kirchgemeindehaus Seon AG

(Im Rahmen des 2. Internationalen Bach-Festes in der Kirche Seon) 6. bis 28. Mai 1981



Musik-Cartoons von Jürg Furrer

Paar nicht mehr gefunden. Meine Pointe sei verpufft wie eine Rakete auf Cap Kennedy.

Sie können daraus schliessen: Ich bin ein Understatement-Snob. Ein Minusprotz. Ein Tiefstapler. Und das sind die Schlimmsten!

Es war einmal ...

Es waren einmal – drei Labuben. Ihre Sommerferien verbrachten sie in einem Ferienlager. Antiautoritäre Erziehung war gerade in Mode gekommen, und in diesem Sinne wurde das Lager auch geführt. Die Kinder wurden nicht etwa zu Spielen ange-regt oder gar zu einer Beschäftigung angehalten. Sie sollten tun, was ihnen gerade Spass machte: sich gegenseitig verprügeln, mit Steinen nach Katzen und Vögeln schmeissen, «Nielen» rauchen usw.

Zum «Leiterteam» gehörte auch ein Diplompsychologe. Er beobachtete die Kinder und machte eifrig Notizen über ihre Äusserungen. Das Lager war allerdings ein Fiasko. Hauseigen-tümer und Hauspersonal beschwerten sich, und die Dorf-

bewohner tippten an die Stirn, wenn sie dem Treiben zuschau-ten. Doch die Leiter liessen sich nicht beirren und glaubten an die Nützlichkeit des Experimentes.

Natürlich erzählten die drei Buben nach den Ferien ihren Kameraden und dem Klassen-lehrer von ihren Erlebnissen. Das tönte ungefähr so: «Am Anfang ischs sauglatt gsi! Mer hänn sogar der Leiter verboxt und der Köchin e Frosch ins Bett glegt. Aber denn hätte mer immer sölle mache, was mer welle, und das het is gstungge. E Num-merespiil oder e Schnitzeljagd wär viel töller gsi. Aber das hätt me halt miesse organisiere. Am luschtigste isch no der Psycholog gsi. Däm hämmer alle Mischd verzellt, und dä Dubel het flyssig ufschriebe. Woahrschynlig het er nit alli Tässli im Käschtl gha. Andersch ka me das nit erkläre.»

Adolf Heizmann

MORDILLO

